

Habermas, Rebekka

Selbstreflexion zwischen Erfahrung und Inszenierung. Schreiben im Bürgertum um 1800

Häder, Sonja [Hrsg.]; Tenorth, Heinz-Elmar [Hrsg.]: Der Bildungsgang des Subjekts. Bildungstheoretische Analysen. Weinheim u.a. : Beltz 2004, S. 30-47. - (Zeitschrift für Pädagogik, Beiheft; 48)

urn:nbn:de:0111-opus-78014



in Kooperation mit / in cooperation with:

BELTZ JUVENTA

<http://www.juventa.de>

Nutzungsbedingungen / conditions of use

Gewährt wird ein nicht exklusives, nicht übertragbares, persönliches und beschränktes Recht auf Nutzung dieses Dokuments. Dieses Dokument ist ausschließlich für den persönlichen, nicht-kommerziellen Gebrauch bestimmt. Die Nutzung stellt keine Übertragung des Eigentumsrechts an diesem Dokument dar und gilt vorbehaltlich der folgenden Einschränkungen: Auf sämtlichen Kopien dieses Dokuments müssen alle Urheberrechtshinweise und sonstigen Hinweise auf gesetzlichen Schutz beibehalten werden. Sie dürfen dieses Dokument nicht in irgendeiner Weise abändern, noch dürfen Sie dieses Dokument für öffentliche oder kommerzielle Zwecke vervielfältigen, öffentlich ausstellen, aufführen, vertreiben oder anderweitig nutzen.

We grant a non-exclusive, non-transferable, individual and limited right to using this document. This document is solely intended for your personal, non-commercial use. Use of this document does not include any transfer of property rights and it is conditional to the following limitations: All of the copies of this documents must retain all copyright information and other information regarding legal protection. You are not allowed to alter this document in any way, to copy it for public or commercial purposes, to exhibit the document in public, to perform, distribute or otherwise use the document in public.

Mit der Verwendung dieses Dokuments erkennen Sie die Nutzungsbedingungen an.
By using this particular document, you accept the above-stated conditions of use.

Kontakt / Contact:

peDOCS
Deutsches Institut für Internationale Pädagogische Forschung (DIPF)
Mitglied der Leibniz-Gemeinschaft
Informationszentrum (IZ) Bildung
Schloßstr. 29, D-60486 Frankfurt am Main
E-Mail: pedocs@dipf.de
Internet: www.pedocs.de

Der Bildungsgang des Subjekts

Bildungstheoretische Analysen

Herausgegeben von Sonja Häder –
in Kooperation mit Heinz-Elmar Tenorth

Beltz Verlag · Weinheim und Basel

Die in der Zeitschrift veröffentlichten Beiträge sind urheberrechtlich geschützt. Alle Rechte, insbesondere das der Übersetzung in fremde Sprachen, vorbehalten. Kein Teil dieser Zeitschrift darf ohne schriftliche Genehmigung des Verlages in irgendeiner Form – durch Fotokopie, Mikrofilm oder ein anderes Verfahren – reproduziert oder in eine von Maschinen, insbesondere Datenverarbeitungsanlagen, verwendbare Sprache übertragen werden. Auch die Rechte der Wiedergabe durch Vortrag, Funk- und Fernsehsendung, im Magnettonverfahren oder auf ähnlichem Wege bleiben vorbehalten. Fotokopien für den persönlichen oder sonstigen eigenen Gebrauch dürfen nur von einzelnen Beiträgen oder Teilen daraus als Einzelkopie hergestellt werden. Jede im Bereich eines gewerblichen Unternehmens hergestellte oder genutzte Kopie dient gewerblichen Zwecken gem. § 54 (2) UrhG und verpflichtet zur Gebührenzahlung an die VG Wort, Abteilung Wissenschaft, Goethestr. 49, 80336 München, von der die einzelnen Zahlungsmodalitäten zu erfragen sind.

© 2004 Beltz Verlag · Weinheim und Basel
Herstellung: Klaus Kaltenberg
Satz: Druckhaus »Thomas Müntzer«, Bad Langensalza
Druck: Druckhaus »Thomas Müntzer«, Bad Langensalza
Printed in Germany
ISSN 0514-2717

Bestell-Nr. 41149

Inhaltsverzeichnis

<i>Sonja Häder</i> Der Bildungsgang des Subjekts: Thema – Kontext, Quellen – Methode – Theorie	7
1. Briefe und Lebensläufe	
<i>Rebekka Habermas</i> Selbstreflexion zwischen Erfahrung und Inszenierung. Schreiben im Bürgertum um 1800	30
<i>Pia Schmid</i> Frömmigkeitspraxis und Selbstreflexion. Lebensläufe von Frauen der Herrnhuter Brüdergemeinde aus dem 18. Jahrhundert	48
<i>Heinz-Elmar Tenorth</i> Kommentar zu Teil 1: Lebensläufe als Identitätskonstruktion	58
2. Texte – Musik - Symbole	
<i>Sonja Häder</i> Zeugnisse von Eigen-Sinn – Punks in der späten DDR	68
<i>Cornelie Dietrich</i> Die „Kinderszenen“ von Robert Schumann: ein Ego-Dokument?	85
<i>Thomas Loer</i> Rückstände im Kraftwerk? Ein Kunstwerk als Dokument? Schwierigkeiten beim Versuch, ein Werk der Bildenden Kunst als „Ego-Dokument“ zu deuten	100
<i>Hans-Rüdiger Müller</i> Kommentar zu Teil 2: Texte – Musik – Symbole	115

3. Selbstzeugnisse von Wissenschaftlern

Dorle Klika

Selbstzeugnisse eines Wissenschaftlers – Das Beispiel Herman Nohl 124

Ulrich Wiegmann

Selbstbiographien ranghöchster DDR-pädagogischer Wissenschaftler
im Vergleich: Karl-Heinz Günther und Gerhart Neuner 137

Betina Hollstein/Yvonne Schütze

Selbstdarstellungen in der Wissenschaft am Beispiel
von Danksagungen in der Soziologie 153

Mitchell Ash

Kommentar zu Teil 3: Gelehrtenbiographien/Selbstzeugnisse
von Wissenschaftlern 182

Rebekka Habermas

Selbstreflexion zwischen Erfahrung und Inszenierung

Schreiben im Bürgertum um 1800

1789 begann die Nürnberger Kaufmannstochter Catharina Susanna Schückher eine autobiografische Skizze, die sie 1800 und schließlich 1807 erweiterte. Dieser Lebensbericht, konzipiert als Teil des Testaments, gedacht wahrscheinlich als Textvorlage für eine am Grab zu haltende Leichenpredigt, ist nicht das einzige Egodokument, welches wir von dieser überaus begüterten Kaufmannstochter erhalten haben. Zuvor hatte sie hunderte, ja, wir müssen davon ausgehen, tausende von Briefen verfasst, hatte wie ihre Geschwister und Bekannten Stammbücher, Tagebücher, Reiseskizzen und biografische Vermächtnisse niedergeschrieben.

Gegen Ende des 18. Jahrhunderts, in manchen Regionen Europas auch schon zu Beginn des 18. Jahrhunderts, ereignete sich nämlich ein regelrechter Egodokumentenboom. Dieser Boom war nicht nur praktischer, sondern auch theoretischer Natur. Es erschienen immer mehr theoretische Abhandlungen über die wahre Kunst des Briefschreibens, Anleitungen zum Führen eines Tagebuches und Abhandlungen zu Stilfragen autobiografischen Schreibens. Seit Christian Fürchtegott Gellerts 1751 erschienenem Buch „Briefe, nebst einer Praktischen Abhandlung von dem guten Geschmack“ gab es unzählige Ratgeber, so genannte Briefsteller, in denen unterschiedliche Briefftypen vorgestellt wurden. Als idealer Brief galt der, der „einen getreuen Abdruck der eigenen Wendungen in den Gedanken, und in dem mündlichen Ausdruck eines jeden“ – so Karl Philip Moritz (Moritz 1783, S. VIII) – gab, und eben nicht eine Aneinanderreihung nun als gekünstelt gebrandmarkter höflicher Phrasen, mit denen nur strategische Ziele verfolgt wurden.

In anderen Abhandlungen konnte man nachlesen, dass das Tagebuchführen äußerst nützlich sei, gebe es doch die Möglichkeit, über sich selbst Rechenschaft abzulegen. Ja, regelrecht ins Schwärmen geriet man: „Was so ein Tagebuch seyn kann, wann es aus treuem aufrichtigem Herzen, und nur als für sich selbst geschrieben wird, [...] was für ein Schatz von Gottes-, Menschen- und Selbstkenntniß da herauskommt“ – so hieß es 1791 (zit. nach Messerli 2001, S. 306). Schließlich bemühte sich auch die Presse, ihren Teil zu den Diskussionen beizutragen. So findet sich Ende des 19. Jahrhunderts im „Haushaltsblatt“ der Vorschlag, die eigenen Kinder zum Tagebuchführen anzuleiten.

Auch Autobiografien oder autobiografische Skizzen erfreuten sich großer Beliebtheit, spätestens seitdem Rousseau mit seinen „Les Confessions“ (1782) das Modell dieses Genres par excellence entworfen hatte: Ein Modell höchster Authentizität und Aufrichtigkeit: „Je dirai hautement: voila ce que j'ai fait, ce que j'ai pensé, ce que je fus. J'ai dit le bien et le mal avec la meme franchise. Je n'ai rien tu de mauvais, rien ajouté de bon, et s'il m'est arrivé d'employer quelque ornement indifférent, ce n'a jamais été pour

remplir un vide occasionné par mon défaut de mémoire“ (Rousseau 1958/1981, S. 5). Man ermunterte Kinder, aber auch Strafgefangene, autobiografische Skizzen zu verfassen. Ärzte wie der Franzose Alexandre Lacassagne forderten von als besonders geeignet erachteten Strafgefangenen die Verfertigung solcher Selbstzeugnisse, um diese dann für kriminologische Studien zu verwenden (Artières 2000). Andere wie der Muttermörder Pierre Rivière bedurften solcher Aufforderungen allem Anschein nach nicht. Sie schrieben aus freien Stücken „Memoires“ über das eigene Leben (Foucault 1975).

Kurzum: Egodokumente wurden zu einer wahren Modeerscheinung, die ihrerseits heftige Debatten auslöste und in ihrer Bedeutung durchaus umstritten war. Unbestritten jedoch war, dass sie den Ort bildeten, an dem sich Authentizität, Subjektivität und Emotionalität des Einzelnen artikulierte.

In jüngerer Zeit, präziser seit etwa den 1980er-Jahren, haben diese und ähnliche Egodokumente erneut zusehends an Bedeutung gewonnen, wieder regten Wissenschaftler zum Verfassen von Egodokumenten an und sammelten diese. Diesmal waren es jedoch nicht Mediziner, sondern Historikerinnen und Historiker, welche etwa im Rahmen alltagsgeschichtlicher Projekte zur Produktion von Egodokumenten ermunterten und zumindest innerhalb der Geschichtswissenschaft lässt sich sogar von einem regelrechten Egodokumentenboom sprechen. Wieder begeisterte man sich für diese Dokumente, beschwor ihre Aufrichtigkeit und Authentizität.

Hier nur zur Erinnerung einige Etappen dieses neu erwachten Interesses an Egodokumenten: 1987 erschien ein Buch mit dem Titel „Essais d’egohistoire.“ Es handelte sich um einen Band, in dem sechs namhafte französische Historiker und eine Historikerin – unter ihnen Jacques Le Goff, Georges Duby und Michelle Perrot – versuchten, Auskunft über sich zu geben.¹ Dabei sollten weder autobiografien nach falsch verstandenen literarischen Kriterien abgefasst, noch Bekenntnisse mit überflüssigen Intimitäten präsentiert, geschweige denn abstrakte Glaubenssätze oder gar psychoanalytische Introspektionen geliefert werden – so der Herausgeber des Bandes Pierre Nora. Die Übung sollte einzig darin bestehen, seine eigene Geschichte so aufzuschließen wie man üblicherweise die Geschichte anderer aufschließt. Jeder nach seiner Façon sollte versuchen, den Blick, den er oder sie üblicherweise auf andere richtet – sei es ein kalter, ein erklärender oder verklärender – auf sich selbst zu richten.²

1992 fand eine Tagung statt, die sich ausschließlich mit „Egodokumenten“ beschäftigte. Was darunter zu verstehen ist, erläuterte Winfried Schulze in dem unter dem Titel „Ego-Dokumente. Annäherungen an den Menschen in der Geschichte“ erschienenen Tagungsband. Egodokumente sind – so ist im Vorwort nachzulesen – „solche Quellen, die Auskunft über die Selbstsicht eines Menschen geben, vorwiegend und zunächst einmal also autobiografische Texte“ (Schulze 1996, S. 14). Diese Definition griff ihrer-

1 „Ni autobiographie faussement littéraire, ni confessions inutilement intimes, ni professions de foi abstraite, ni tentative de psychanalyse sauvage. L’exercice consiste à éclairer sa propre histoire comme on ferait l’histoire d’un autre, à essayer d’appliquer à soi-Même, chacun dans son style et avec les méthodes qui lui sont chères, le regard froid, englobant, exploratif qu’on a souvent porté sur d’autres“ (Nora 1987, S. 7).

2 Dieser Band fand einige Nachahmer (vgl. Niethammer 2002; vgl. Historein 2001).

seits zurück auf ältere Definitionen, unter anderem auf die des holländischen Historikers Jacob Presser, der 1958 schon von „Egodocumenten“ gesprochen hatte und darunter die Texte verstand, in denen eine Autorin oder ein Autor „uns etwas über sein persönliches Leben und seine Gefühle erzählt“ (zit. nach Schulze 1996, S. 14).

Die Fülle von Studien zu und Untersuchungen mit Egodokumenten ist schließlich ab den 1990er-Jahren kaum noch zu überblicken. Und genauso wie die erste regelrechte Modewelle des Egodokumente-Verfassens ihren spezifischen Ort hatte – der Übergang von der ständischen zur bürgerlichen Gesellschaft, die Zeit, in der eine sich erst mühsam herausbildende neue Sozialformation nach Selbstverortungen suchen musste, Neuentwürfe des Individuums und Neukonzeptionierungen von Öffentlichem und Privaten nicht ohne Not erschrieben wurden – hat die Erforschung von Egodokumenten ihren historiographiegeschichtlich spezifischen Ort. Die Debatte um Egodokumente situierte sich just in der Zeit, in der sich die Geschichtswissenschaft insofern veränderte, als sozialgeschichtliche Ansätze, welche sich mit vermeintlich umfassenden sozialen und ökonomischen Strukturen beschäftigten, erweitert wurden um erfahrungsgeschichtliche Ansätze der Historischen Anthropologie, in deren Mittelpunkt bekanntermaßen Akteure und Akteurinnen und ihre Deutungen stehen. Damit rückten Erfahrungen und Deutungen Einzelner in den Mittelpunkt, welche man hoffte (ähnlich wie die Zeitgenossen des 18. Jahrhunderts) in Egodokumenten zu finden. Und so überrascht es nicht, dass Forschungen um und über Egodokumente eng mit der Historischen Anthropologie verknüpft waren und sind – mit ihren Erkenntnisinteressen und Methoden aber auch mit ihren Problemen.

Eines der m. E. zentralen Probleme der Historischen Anthropologie³ und damit der Egodokumentenforschung soll im Mittelpunkt meiner Überlegungen stehen: Die Fortschreibung der Perspektiven, die das 18. Jahrhundert auf die Egodokumente gehabt hat, durch die aktuelle Forschung. In einem ersten Teil sollen die Perspektiven und damit Konstruktionen von Egodokumenten untersucht werden, die typisch für das 18. Jahrhundert waren und auch noch für Teile der Forschung des ausgehenden 20. Jahrhunderts sind. Gemeint ist die Konzeption von Egodokumenten als Ent- bzw. Verhüllungen des Selbst. In einem zweiten Teil wird ein konkurrierendes Konzept von Egodokumenten diskutiert: Egodokumente als Konstruktionen. In einem dritten und letzten Teil soll am Beispiel des Egodokuments der Schückherin nach Möglichkeiten der Analyse von Egodokumenten jenseits von Enthüllung und Konstruktion gefragt werden.

1. Egodokumente als Enthüllungen des Selbst

Seit der Mitte der 1980er-Jahre befindet sich die Egodokumentenforschung in der Geschichtswissenschaft in einem deutlichen Aufschwung. Was jedoch versteht man überhaupt unter Egodokumenten? In erster Linie werden Dokumente darunter verstanden,

3 Präziser geht es um den seit längerem debattierten Erfahrungsbegriff (siehe hierzu jüngst Canning 2002).

von denen angenommen wird, dass sie etwas Emotionales, etwas Persönliches, etwas Authentisches verhüllen. So heißt es in der Definition von Winfried Schulze, Egodokumente seien „Quellen, in denen ein Mensch Auskunft über sich selbst gibt, unabhängig davon, ob dies freiwillig – also eben in einem persönlichen Brief, einem Tagebuch, einer Traumniederschrift oder einem autobiografischen Versuch [...] geschieht“ (Schulze 1996, S. 21). Das heißt, es wird unter Egodokumenten⁴ ein sehr breites Spektrum von Quellen verstanden: Autobiografien, Briefe, Tagebücher, Lebensläufe, Verhöraussagen, Krankengeschichten, Suppliken (Ulbricht 1996; vgl. Davis 1988). Faktisch hat sich die historische Forschung jedoch in allererster Linie mit Selbstzeugnissen der „Unter- und Mittelschichten“ beschäftigt, „jene[n] soziale[n] Schichten“, die „üblicherweise nicht zu denen gehörten, die sich häufig artikulierten, sondern die schweigende Masse bildeten“ (Schulze, 1996, S. 13). Diese Schicht wird also privilegiert, weil sie in Egodokumenten vermeintlich „spricht“.

Welche Erkenntnisinteressen werden mit der Egodokumentenforschung verfolgt? Vor allem geht es darum, „Erfahrungszusammenhänge“ (so der Selbstdarstellungstext der Reihe „Selbstzeugnisse der Neuzeit“) zu rekonstruieren – eben darum einen „möglichst direkten Zugriff auf individuelle und kollektive Deutungen, Wertungen und soziales Wissen“ (Schulze 1996, S. 13) zu erhalten. Kurzum: Man möchte etwas über „individuelle Wahrnehmung“ in diesen Egodokumenten finden. Mehr noch: Egodokumente sollen über „Subjektives“, ja über „Subjektivität“ Auskunft geben und sie sollen den Bereich der „Emotionen“ aufschlüsseln.

Daneben gibt es ein weiteres Erkenntnisinteresse: Man will etwas über „soziale Realität“ und „soziale Praxis“ erfahren. Hier sollen Einblicke in das alltägliche Leben der Verfasser und Verfasserinnen offenbart werden. Das Verhältnis zwischen Egodokument und Praxis wird dabei als ein Abbildendes verstanden.

Schließlich stellt sich die Frage, mit welchen Methoden Egodokumente auf die Erfahrungen vor allem so genannter kleiner Leute hin befragt werden sollen? Wie gehen Egodokumentenforscher und -forscherinnen vor, um den vollen „Quellenwert“ (Schulze 1996, S. 25) von Egodokumenten auszuschöpfen, eben dem Authentischen auf die Spur zu kommen? Dazu müssen – so ist immer wieder nachzulesen – die Elemente genau beleuchtet und dann ausgeschieden werden, die diesen Quellenwert „mindern oder relativieren“. Was sind das für Elemente? Es sind dies vor allem die so genannten „Stilisierungen“ (Brändle u.a. 2001, S. 12). Sie können beispielsweise gattungsmäßiger Natur sein. Gemeint ist damit, dass, je nachdem welchem Genre ein Egodokument angehört – Tagebuch, Brief etc. –, die „Authentizität“ beeinträchtigt wird, da die unterschiedlichen Genres bestimmte Gesetze des Sagbaren und Unsagbaren haben, die die Ausdrucksmöglichkeiten strukturieren. So ließe sich – nach Lorenz Heiligensetzer (Brändle u.a. 2001, S. 171) – beispielsweise in den Tagebüchern des 17. Jahrhunderts nur eine „be-

4 Es könnten auch bildliche Quellenkorpi sein, etwa Fotoalben oder vielleicht ließen sich auch Zimmerarrangements als Egodokumente lesen. Die geschichtswissenschaftliche Debatte hat sich freilich bisher weitgehend mit schriftlichen Quellen begnügt und materielle außen vor gelassen.

scheidene Menge an Gefühlen“ finden, da nach den Stilprinzipen der klassischen Rhetorik, private Aufzeichnungen – und das waren im 17. Jahrhundert Tagebücher – zum *genus humile* (niederen Stil) zu rechnen sind, und diese seien schlicht und schmucklos zu halten und verböten eine breite Schilderung von Emotionen. Es gibt zweitens „kulturelle Stilisierungen“, darunter sind zu verstehen soziale Habiti, soziale Kodizes, die eben je nach Stadt/Klasse und Geschlecht das Dargestellte strukturieren. Sie hängen nicht von der gewählten Gattung, sondern von der sozialen Situation des Autors oder der Autorin ab. Das heißt, weite Teile der Forschung haben eine strikt dichotomische Konzeptionierung von Egodokumenten als Quellen, die sich in einen wahren und einen unwahren Teil trennen lassen. Das zeigt sich etwa in der auffallend häufig anzutreffenden Enthüllungsmetaphorik. Da heißt es, der Forschung müsse es darum gehen, in den Egodokumenten das „Authentische“, das „Innere des Menschen“ sichtbar zu machen. Und zwar dadurch, dass der Historiker und die Historikerin „hinter den Worten“, „gegen den Strich und zwischen den Zeilen“ die „Wirklichkeit des Lebens entdecke“⁵. Esther Baur (2001) hat jüngst mit großem Nachdruck auf die solchen Formulierungen zugrunde liegende Vorstellung der Egodokumentenforschung aufmerksam gemacht, dass nämlich Egodokumente als Hort des Authentischen zu verstehen seien.

Diese Vorstellung von Egodokumenten – als Behältnisse des Authentischen, die nur recht aufgeschraubt, tiefen Einblick in eben das Authentische, die Seele oder das Herz geben – findet sich bereits im ausgehenden 18. Jahrhundert. Auch Karl Philip Moritz hatte von den Egodokumenten als einem „getreuen Abdruck der eigenen Wendungen in Gedanken“ gesprochen.⁶ Bei Rousseau heißt es, dass es leider passieren könne, dass er „ausschmücke“, obschon es selbstredend sein Ziel sei, das „portrait d’homme, peint exactement d’après nature et dans toute sa vérité“ zu zeichnen (Rousseau 1782, S. 3).

Diese Stilisierungen würden den Quellenwert mindern und deswegen müssten sie beseitigt, bzw. das Dokument davon gereinigt werden, um dann auf dem schwierigen Weg zum Inneren des Menschen (Schulze 1996, S. 11) vorzudringen. Die Methode lässt sich also als ein Reinigungsritual beschreiben, so wie es von der Anthropologin Mary Douglas in ihrem Klassiker „Reinheit und Gefährdung“ (Douglas 1992) konzipiert worden ist.

Reinigungsrituale sind als wissenschaftliche Praxis durchaus nichts Neues und bleiben auch keineswegs auf die Egodokumentenforschung beschränkt. Mehr noch: Reinigungsrituale standen am Beginn der so genannten wissenschaftlichen Geschichtsschreibung – darauf hat unlängst Bonnie Smith in ihrer Studie zur Geschichtsschreibung des 19. Jahrhunderts verwiesen (Smith 1998). Bonnie Smith zufolge entstand die wissenschaftliche Geschichtsschreibung – so wie sie etwa von Ranke konzipiert und an den deutschen Universitäten des 19. Jahrhunderts gelehrt wurde – ebenfalls in Reinigungsri-

5 Zit. nach Esther Baur, die ihrerseits aus dem Schulze-Vorwort zitiert und mit diesen Zitaten auf den Enthüllungsjargon dieser Form von Egodokumentenkonzeption aufmerksam machen möchte.

6 Gleichzeitig verweist diese Vorstellung auf die gegen Ende des 18. Jahrhunderts zu beobachtende Neukonzeptionierung des Subjektes, eben als modernes Individuum, ein langwieriger Prozess, den Michel Foucault intensiv nachgezeichnet hat.

tualen, und zwar auf mehreren Ebenen. Einerseits galt es das Männliche vom Weiblichen zu trennen, Öffentliches vom Privaten: Geschichtsmächtig galt nur das männliche Geschlecht, das weibliche wurde dem Reich der vermeintlich unwandelbaren Natur zugeschlagen; Geschichtswirkung sollte nur im öffentlichen Raum erzielt werden, was gleichsam die Konzentration auf Politik- und schließlich Nationalgeschichte legitimierte. Objektives musste von Subjektivem getrennt werden. Dies begründete die Konzentration auf das vermeintliche neutrale Feld des Politischen und nicht auf das weite Feld des Subjektiven, etwa der Geschichte der Emotionen. Andererseits musste in harter philologischer Kärnnerarbeit das Wahre vom Falschen getrennt werden. Es mussten – gemäß der neuen Lehre von der Quellenkritik – Fakten herausdestilliert, Dekor und Kern getrennt werden, bis die Quelle das Wahre und Eigentliche ungeschminkt – man beachte die Metaphorik des Schminkens – preisgab. Was mit diesen eigenwilligen Reinigungsritualen unter der Hand Neues entstand ist bekannt: Die Spezies des Gelehrten, der sich als Kehrseite von Subjektivität, Weiblichkeit, Emotionalität und Natur definierte und inszenierte und eine Geschichtsschreibung, die sich der Heroisierung der politischen Nationalgeschichte verschrieben hatte, ja die Nationalgeschichte erfand, Ursprünge glaubte freilegen zu können von vermeintlich Ursprünglichem und Nationalem: Das konnte Ossian heißen oder Nibelungenlied, nahm die Gestalt Hermann des Cheruskers oder eines alten Galliers an. Dass dieses philologische Prozedere des Trennens von Dekor und Kern selbst zur Konstruktion und Produktion von Fakten oder besser Fiktionen beitrug, eben zur ‚invention of tradition‘ (vgl. Hobsbawm/Ranger 1983; Geary 2002), liegt auf der Hand.

In dem Reinigungsritual der Egodokumentenforschung wird zwar kein nationaler Ursprung gefunden, aber letztlich geht es hier um nichts weniger als die individuelle moderne Subjektivität, die Emotionalität und das Authentische. Genau dieses moderne – seit Burckhardts großem Narrativ von der Entstehung des Subjekts in der Renaissance anzusiedelnde – Selbst wird nämlich in der Egodokumentenforschung genauso erfunden wie die nationalen Ursprünge in der Nationalgeschichtsschreibung erfunden wurden. Dabei geht es nicht um irgendein Selbst, sondern stets wird das Selbst des 18. Jahrhunderts erfunden. Andere Selbstkonzepte spielen kaum eine Rolle.⁷ Das liegt vor allem daran, dass man lange davon ausging, dass das Selbst eine ahistorische Konstante sei, die keine Geschichte habe, sondern ein für alle Mal definiert sei in Termini von Autonomie, Authentizität und Individualität eines ‚being yourself‘. Dem entgegengesetzt sah man das Selbst der als primitiv gebrandmarkten Gesellschaften, wo Magie, Tradition und Brauch jeder Individualität enge Fesseln anlägen. Obwohl diese Konstruktion schon lange als Schimäre entlarvt wurde, behauptet sich die Vorstellung eines Selbst als anthropologische Konstante zäh.⁸

Damit schreiben weite Teile der aktuellen Egodokumentenforschung (wie sie unter anderem im Rahmen der Historischen Anthropologie betrieben wird) einen Diskurs des 18. Jahrhundert fort, nämlich eine bestimmte Konzeptionierung von Egodokumen-

7 Siehe zur Historizität des Selbst den einführenden Sammelband von Roy Porter (1997).

8 Vgl. kritisch zur Geschichte des Selbst den Aufsatz von Natalie Zemon Davis (1989).

ten als Ort authentischer Gefühlsäußerung eines ahistorischen Selbst, statt diese als selbstevidente Konzeptionierung zu analysieren oder gar zu dekonstruieren.

2. Egodokumente als Konstruktionen

Auf den Konstruktionsgehalt von Egodokumenten haben freilich viele gerade in jüngster und allerjüngster Zeit immer wieder hingewiesen. Nicht zuletzt im Gefolge der aus der poststrukturalistischen Kritik erwachsenen Diskursanalyse ist mit Nachdruck auf den Konstruktionsgehalt aller Quellen verwiesen worden. Michel Foucault hat überdies noch einmal mit Nachdruck in seiner Geschichte der Sexualität auf den Konstruktionsgehalt des Selbst und auf die damit eng verbundenen Technologien des Selbst, zu deren Materialisierungen man zweifellos in seiner Optik auch die Egodokumente zählen muss, hingewiesen. Auch Historikerinnen und Historiker, wie Ulrike Gleixner, müssen hier genannt werden, da sie beispielsweise vom Gericht als „Ort der Wahrheitsproduktion“ (Gleixner 1944, S. 19) sprechen und belegen, dass Gerichtsprotokolle komplex konstruierte Texte sind und eben nicht Widerspiegelungen von realem Handeln oder Gefühlen. Insbesondere die Literaturwissenschaft, die sich mit Egodokumenten seit jeher beschäftigt hat, ist nicht müde geworden darauf hinzuweisen, dass eben Genre und andere Gesetze der Literaturtheorie bestimmen, was ein Egodokument enthalten kann und was nicht – dass hier also Konstruktionsprinzipien zu berücksichtigen sind.

Auch die Volkskunde und Soziologie haben auf den Konstruktionsgehalt der Egodokumente hingewiesen. So spricht Heidi Rosenbaum davon, dass erinnerte Lebensgeschichte stets auch Produkt eines vielschichtigen Interpretationsprozesses und insofern stets Konstruktion ist (Rosenbaum 2001, S. 748). Ebenso ist in Martin Scharfes Überlegungen zu pietistischen Biografien die Rede von einer „kulturellen Schablonierung [...] die Realität prägt nach einem Muster“ (Scharfe 1982, S. 121). Pierre Bourdieu betont, dass autobiografische Egodokumente insofern stets konstruiert sind, als sie von dem Bemühen getragen sind, „Sinn zu machen, zu begründen, eine gleichzeitig retrospektive und prospektive Logik zu entwickeln“ (Bourdieu 1990, S. 76). Auch Alois Hahn lehnt sich an Vorstellungen von Konstruktionen an, wenn er in seinen Überlegungen über die Beichte davon spricht, dass die Darstellungsformen, die eine Gesellschaft für den biografischen oder autobiografischen Diskurs überhaupt zur Verfügung stellt, entscheidend strukturieren, was ausdrückbar und kommunizierbar ist (Hahn 1987).

Und doch leben diese Überlegungen vom Konstruktionsgehalt gleichsam von der Vorstellung, dass sich neben, hinter oder unter diesen Konstruktionen eine Restidentität von konstruktionslosem Etwas finden ließe. Oder es besteht die Vorstellung, dass der Terminus Konstruktion gleich einem Sieb zu verstehen sei, durch welches Authentisches strukturiert würde – eben verändert zum Ausdruck käme. Das heißt, auch mit einer Perspektive, die den Konstruktionsgehalt von Egodokumenten betont, kann und wird häufig die dichotomische Konstruktion von Wahrem und Unwahrem und damit eine problematische Reinigungsvorstellung fortgeschrieben werden – wie sie bereits im 18. Jahrhundert zu beobachten gewesen ist.

3. Egodokumente jenseits von Enthüllung und Konstruktion – Egodokumente als Praxis

Die Herausforderung besteht folglich darin, Egodokumente jenseits von Enthüllung und Konstruktion in den Blick zu nehmen, und damit die Fortschreibung eines Authentizitätsdiskurses des 18. Jahrhunderts abubrechen, womit gleichsam ein Beitrag zu den Debatten innerhalb der Historischen Anthropologie geliefert werden könnte. Genau das wird in jüngster und allerjüngster Zeit von verschiedenen Seiten und mit unterschiedlichen Überlegungen versucht: Statt Konstruktion gegen Authentizität auszuspielen, hebt Andrea Griesebner die „dialogische Struktur“ der vor Gericht von Verhörendem und Verhörten produzierten Wahrheit hervor (Griesebner 2000, S. 162). Gabriele Jancke spricht von Texten als kommunikativen Handlungen (Jancke 1996, S. 75). Monika Mommertz versucht die schlichte Konstruktionshypostasierung dadurch zu durchbrechen, dass sie Texte gleichsam als Handlung begreift (Mommertz 1996). Und Esther Baur verwehrt sich gegen die Dichotomisierung von Enthüllung und Konstruktion, indem sie Egodokumente auch in den Zusammenhang von Praktiken des Lesens und Schreibens stellt (Baur 2001). So unterschiedlich diese Überlegungen im Einzelnen sind, ihnen gemeinsam ist eine erhöhte Aufmerksamkeit auf und gleichsam eine Neukonzeptionierung von Praxis.

Das Verhältnis von Praxis und Egodokumenten wird nicht länger in einem abbildenden Sinn begriffen, in dem Sinne, dass Egodokumente versprechen, Auskunft über die Praxis und den Alltag zu geben. Praxis bezieht sich in diesem Zusammenhang nämlich weniger auf die vielfach beschworene „Realität jenseits eines Textes“, sondern vielmehr auf die Praxis der Textproduktion und diese wird in einem doppelten Sinne wichtig. Zum einen gilt es, die Strukturen der Textproduktion in den Blick zu nehmen und zu fragen, wer unter welchen Bedingungen des Schreibgeräts und der Materialität des Papiers, mit welchen Fähigkeiten der Schriftlichkeitsbeherrschung und in welcher für einer Kultur des Lesens (im Sinne Roger Chartiers), an welchem Ort, in welchen Genres, was geschrieben hat. Wichtig und Teil der Textproduktion sind schließlich die Techniken und Orte des Aufbewahrens – erinnert sei an die Praxis des Archivierens als Akt der Bedeutungserstellung – und die Modi der Zirkulation.

Mit der Praxis des Textes ist gleichsam eine zweite Ebene gemeint: Das was der Text selbst praktiziert, seine performative Dimension. Der Text selbst erscheint auf dieser zweiten Ebene unter dem Aspekt seines Handlungspotenzials. Beziehungsweise es bedeutet, Texte selbst als Handlungen zu begreifen, da hier Memoria erschaffen, ein neues Selbstbild kreiert, und eine Beziehung strukturiert wird und zwar nicht auf der expliziten Ebene, sondern durch eine jeweils spezifische Kombination von Genre und sozialer Ordnung, Materialität und Zirkulation, durch ein Nebeneinander oder einen Widerspruch zwischen Stil und Adressat oder durch eine Verschiebung dieser verschiedenen Strukturen der Textproduktion. Das heißt auch, dass jene Elemente, die man gerne als Stilisierungen begreift, als Partikel, die verhüllen und deshalb qua Reinigungsprozedur ausgegliedert werden müssen, als konstitutiver Bestandteil der Egodokumente begriffen werden müssen, die nicht auszugliedern, sondern mit in die Analyse einzubeziehen sind.

In dem Maße, in dem man diese vormals ausgeschiedenen Elemente als handelnde Partikel ernst nimmt, wird gleichsam die Frage, was in einem Egodokument enthüllt werden kann, ersetzt durch die Fragen: was tut ein Egodokument, was erschafft es? Was heißt das, wenn wir beispielsweise den von Catharina Schückher verfassten Text unter einer solchen Perspektive betrachten?

Der Bericht, den Catharina Schückher abgefasst hatte und um den es im Weiteren gehen soll, ist etwa 20 Seiten lang; eine autobiografische Skizze, die ihrem Testament vorangestellt ist. Er sollte als Grundgerüst für die Leichenpredigt dienen und besteht aus einem Patchwork verschiedener Genres, die Ende des 18. Jahrhunderts einer Person wie Catharina Schückher, die selbst aktiv an der Lesekultur ihrer Zeit teilnahm, sehr wohl bekannt waren. Die 1747 in Nürnberg geborene Catharina Merkel, verheiratete Schückher, war die älteste Tochter des Ehepaars Maria Magdalena und Caspar Gottlieb Merkel, die aus begüterten Kaufmannsfamilien stammten, jedoch auch enge familiäre Verbindungen zum Altdorfer Professorenmilieu hatten.⁹ Der Vater erhielt durch die Einheirat in die Familie der Mutter eine gut gehende Handlung und machte gleichzeitig als Genannter des Großen Rates und als Marktvorsteher eine steile politische Karriere. Das Bildungsniveau der Familie war – wie auch in Berichten der Brüder deutlich wird – außerordentlich hoch und doch typisch für bürgerliche Familien dieses Typus. Die Schückherin wusste um die vielschichtigen Debatten ihrer Zeit über Egodokumente, kannte Rousseau und wahrscheinlich Gellert wie auch Karl Phillip Moritz. Sie hatte – ähnlich wie ihre Brüder Heinrich Eibert und Paul Wolfgang Merkel – sich selbst in unterschiedlichsten Genres nicht nur des alltäglichen Gebrauchs (wie Briefe, Tagebuch, Handelsbuch und Reiseberichte) versucht. Auch waren ihr die klassischen religiösen Gattungen des Schreibens selbstredend bekannt, wobei hier über den Großvater väterlicherseits, welcher in seinem Haus Konventikel abhielt, ein pietistischer Einfluss nicht von der Hand zu weisen ist.¹⁰ Sie wusste, wie Predigten strukturiert, Kirchenlieder gegliedert und Leichenreden aufgebaut waren – schließlich war der sonntägliche Kirchenbesuch wie die häusliche Lektüre von Religiösem selbstverständlich.¹¹ Es war ihr nicht unbekannt, dass der testamentarische Selbstentwurf anderen Kriterien gehorchte als etwa autobiografische Skizzen im Genre der „Confessions“, die sich um das unerreichbare Zauberwort Authentizität rankten. In Leichenpredigten ging es darum, sein Leben als im christlichen Sinne möglichst vorbildhaft zu rekonstruieren, die bestehenden Normen zu bestärken und sich gleichsam mit dem Tod zu versöhnen. Ebenfalls sollte dieser Lebenslauf, der Teil der Leichenpredigt war, der am Grabe versammelten Öffentlichkeit

9 Vgl. zu den familiären Hintergründen Habermas 2000a, S. 2ff. Über die Lebensverhältnisse dieser Generation von Frauen aus stadtbürgerlichen Kreisen sind wir mittlerweile sehr gut unterrichtet (vgl. in diesem Zusammenhang besonders die biographischen Skizzen und/oder Untersuchungen zu Margarete Milow, Cornelia Goethe, Dorothea Schlözer, Christine Ernestine Reiske, Therese Huber, Sophie de Le Roche: Bake/Kiupel 1987; Baumann 1990; Prokop 1991; Kern/Kern 1988; Bennholdt-Thomsen/Guzzoni 1992; Hahn 1989; Maurer 1985).

10 Tobias Kießling war an leitender Stelle in der Nürnberger Christentumsgesellschaft tätig (vgl. Mecenseffy 1958; Habermas 2000b).

11 Zu den religiösen Praktiken vgl. Habermas 2000b.

die verstorbene Person vergegenwärtigen, um sie als genau diese Person schließlich zu erinnern. Es ging also auch um Memoria und Festschreibungen von protestantischen, stadtbürgerlichen und Geschlechterordnungen.

In genau diesem Sinne zeichnen sich auch die überlieferten Lebensläufe der Brüder von Catharina Schückher aus. Es sind männliche Lebensläufe, in denen sich die Ansprüche als gebildeter Mensch – der Bruder Heinrich Eibert etwa hebt seine literarische und musikalische Bildung hervor –, patriotischer Bürger, weit gereister Kaufmann und wohl wollender und sorgender Hausvater und idealer Mann von Maß und Vernunft aufs Vortrefflichste verbinden.¹² Im Mittelpunkt steht der aktive Bürger und Hausvater, der ein gleichsam gottgefälliges Leben führt, welches ohne nennenswerte Brüche dargestellt wird. Auch das Testament der Schwester Maria Hedwig ist von vorbildlicher, freilich an den Maßgaben des weiblichen Geschlechtscharakters orientierter Kohärenz: An die Erziehung zu einem ‚frommen Charakter und christlichen Gesinnungen [...] und beglückter Weltbürgerin‘ (FAM 90) schließt die Heirat mit einem geachteten Mann und ein erfülltes Leben als Hausvorsteherin an, das in der Aufzucht der zahlreichen Kinder, die sie als ihr ‚Lieblingsgeschäft‘ ansah, und damit in der Fortführung der Familie ihre Bestimmung fand.

Katharina Schückhers Text hingegen durchbricht die Regeln des Genres der Leichenrede bzw. bemächtigt sich dieses Genres auf eigenwillige Art und darin liegt der zentrale Akt dieses Egodokuments: Der Umgang, den der Text mit den Regeln des Genres unternimmt, ist die Praxis, aus der heraus ein neuer Texttypus mit einer eigenen Bedeutung entsteht. Die Schückherin kombinierte in ihrem biografischen Entwurf nämlich Elemente der Gelehrtenbiographie bzw. des Bildungsromans, gepaart mit Elementen aus Bekenntnisschriften à la Rousseaus „Confessions“, mit denen der Passionsgeschichte und durchbrach damit das Genre Leichenpredigt, in dessen Mittelpunkt die Konstruktion einer im christlichen Sinne vorbildlichen Biografie stand, die auf Kontinuität ausgerichtet ist. Bei dieser Verletzung der Regeln setzte sie insbesondere die Geschlechterordnung auf eine geradezu provozierende Art und Weise außer Kraft.

Bis zu ihrer Heirat ist der Bericht wie ein Bildungsroman bzw. eine Gelehrtenbiographie organisiert: Alles was die Bildung des Verstandes oder des Herzens betrifft, wird erwähnt, wobei auf eine fortschreitende Akkumulation von Wissen bzw. eine Erziehung des Herzens besonders geachtet wird. Das heißt, hier gilt das Prinzip Fortschritt. Unnötig zu betonen, dass dieses Genre für weibliche Lebensläufe im Allgemeinen nicht geeignet war, da Weiblichkeit und Gelehrsamkeit just im ausgehenden 18. Jahrhundert als Gegensätze konstruiert wurden, ja das weibliche Geschlecht in der Aufklärungsanthropologie – trotz aller auch gegensätzlichen Beiträge zu dieser im ausgehenden 18. Jahrhundert sehr virulenten Debatte – als das Geschlecht jenseits von Fortschritt oder Teleologie, ja von Geschichtlichkeit, konzipiert wurde, weil es dem immer gleichen Naturhaften und nicht dem wandelbaren Kulturhaften zugeordnet wurde.¹³ Mit dem Mo-

12 Vgl. auch Leichenreden von Paul Wolfgang Merkel, dok. in: Roth 1821.

13 Vgl. Wunder 1994; zur Geschlechterkonzeption der Aufklärungshistorie und zur Geschlechterordnung der Aufklärungszeit Honegger 1991.

dernisierungsschub des historischen Denkens im 18. Jahrhundert (Nagl-Docekal 1993) verschwanden Frauen weitgehend aus dem Bereich des Geschichtlichen – eine Entwicklung, die sich mit der Entstehung der Nationalgeschichte fortsetzte (Hausen 1998).

Die Wahl des Genres Gelehrtenbiographie stellte also von Seiten der Schückherin einen ersten Akt der Infragestellung der Geschlechterordnung dar. Wie sah dieses Muster Gelehrtenbiographie im Falle Schückherin aus? Beginnend mit der Taufe, und damit dem Eintritt in die Gemeinde, erwähnt der Bericht als erstes das Erlernen des ABC, welches ihr anhand von Bibel und Katechismus durch einen Hauslehrer im zarten Alter von drei Jahren beigebracht wurde. Die Erziehung des Verstandes steht damit im Vordergrund, während wir über die Erziehung der Sinne und des Herzens nichts hören. Ebenfalls fehlt die Einordnung in die väterliche oder mütterliche Genealogie. Beide Elemente sind in den Lebensläufen der Brüder zu finden. Weiter heißt es, dass sie schon bald, nachdem sie Lesen und Schreiben konnte, wie ihre Brüder im Französischen, in Latein, Italienisch, Geographie, Rechnen und „Historii“ unterwiesen wurde. Abgesehen von dem für Mädchen dieser Generation eher ungewöhnlichen Latein (schließlich galt Latein als die Sprache der Gelehrten und wenig später wurde nicht nur in nächster Verwandtschaft öffentlich darüber diskutiert, dass Frauen strukturell des Lateinischen nicht mächtig seien), entsprach dieser Fächerkanon dem für ihren Stand üblichen. Dass das Hauptgewicht allerdings auf Sprachen und Religion gelegt wurde und dass auch der Klavier-, Zeichen- wie natürlich Handarbeitsunterricht einen zentralen Platz einnahm, wurde in der biografischen Skizze unerwähnt gelassen. Überhaupt betont sie in ihrem Lebenslauf vor allem die Momente ihres Bildungsprogramms, die identisch mit der männlichen Bildungsgeschichte sind. Auf ihren Zeichen- und Klavier- wie Näherunterricht geht sie nur mit einem kurzen Satz ein.

Unerwähnt bleibt auch ihre vollkommen anders geartete Lernsituation. Ihre Brüder verließen schon bald den Hausunterricht, um das Gymnasium zu besuchen¹⁴ – während die Nürnberger Mädchen auf eine höhere Töchterschule bis 1811 warten mussten.¹⁵ Damit befanden sich Mädchen (vergegenwärtigt man sich die in der Regel recht harschen Erziehungsstile auf den Gymnasien des ausgehenden 18. Jahrhunderts) in der vergleichsweise komfortablen Situation, einen von den Eltern bezahlten Lehrer zu haben, der ihnen – im besten Fall – seine ganze Aufmerksamkeit widmete und dabei auf die individuelle Entwicklung der Mädchen Rücksicht nehmen konnte (freilich nicht musste). Auf den Nürnberger Gymnasien hingegen, und nicht nur dort, saß ein Lehrer einer nicht selten 50 Jungen starken Klasse gegenüber, die noch dazu unterschiedlichen Alters war. Hier sollte in erster Linie normiertes Wissen auswendig gelernt werden. Mehr noch – wie ihr Bruder sich beklagt – „[...] erklärt wurde nichts. Wer das beste Gedächtnis hatte, der bekam eine mächtige Anlage zum Gelehrten [...], dafür war hingegen reichlich gesorgt, dass er nie denken lernte“ (FAM 309).

14 Die Brüder Heinrich Eibert und Paul Wolfgang Merkel gingen beide auf das Ägidiengymnasium, siehe FAM 367.

15 In Nürnberg wurde 1811 eine „Lehranstalt für Töchter des gebildeten Standes“ eröffnet (vgl. FAPRAUN 426).

Auf diese Unterschiede ging die Schückherin nicht ein. Sie betonte allein die sich aus dem Privatunterricht ergebenden, zeitgenössisch betrachtet „modernen“, Elemente der Erziehung, und hob damit die besondere Qualität des Unterrichts hervor – wie es einer Gelehrtenbiographie gebührte. So heißt es über den Religionsunterricht, dass er dem Ziel diene, die „Bildung des Herzens“ voranzutreiben. Die Religion solle – so wird weiter die im Nürnberg des ausgehenden 18. Jahrhunderts hoch aktuelle Religionspädagogik heraufbeschworen – für ihre „denkungs- und handlungsart“ Halt bieten und gleichsam ein Gegengewicht zu ihrem damaligen „lebhaften und leichtsinnigen“ Temperament darstellen; auch solle dort „nachdenken“ gelernt werden. Der Französischunterricht wiederum (so wird in der Bildungsgeschichte fortgefahren) beschränkt sich nicht auf das Erlernen der Grammatik, sondern er hat vor allem – wie sie schreibt – zu der „Entwicklung meines Verstandes viel“ beigetragen. Es ging also, folgt man ihrer Beschreibung, nicht um das schlichte Parlieren, sondern um ein ernsthaftes Sprachstudium. Auch wird auf die Lernmethoden in dem Bericht eingegangen. Statt Frontalunterricht kam ein anderes didaktisches Mittel zur Anwendung: Mit dem Französisch- wie mit dem Religionslehrer unterhielt die Schückherin einen Briefwechsel. Durch diesen sollte sie sich in der „Ausbildung des Geistes“ üben und lernen, über „viele Vorfälle menschlichen Lebens“ nachzudenken und zu schreiben. Damit betont sie den umfassenden Bildungsgang, den sie genossen hat – wobei auffällt, dass in erster Linie und weitgehend ausschließlich die genuin männlichen Bildungselemente „umfassend“ geschildert werden.

Ausführlich und weitschweifig wird dieser (und bis zur Konfirmation nur dieser) Bildungsgang dargestellt. Mit der Konfirmation, dem entscheidenden rite de passage, musste es – so könnte man annehmen – schwieriger werden, das bis hierher in der Lebensbeschreibung vorgeführte Muster des männlichen Bildungsromans bzw. der Gelehrtenbiographie weiterzuführen. Schließlich markierte die Konfirmation nicht nur das Ende der Kindheit und die definitive Ausformung der Geschlechtsidentität, sondern für Mädchen faktisch auch der Abbruch der Bildungsgeschichte. Wie sollte sie ihren Lebenslauf weiter nach dem Muster der Gelehrtenbiographie strukturieren, wenn für sie nun eine lange Wartezeit, die „Vorbereitung auf den Ehestand“, begann, während die Jungen insofern einen qualitativ entscheidenden Schritt nach vorne in ihrer Bildungsgeschichte machten, als sie entweder die Universität besuchten oder begannen, an den väterlichen Handlungsaktivitäten aktiv teilzunehmen: Durch einen Aufenthalt in einem befreundeten Comptoir in einer anderen Stadt oder gar im Ausland, wie etwa der Bruder Heinrich Eibert in Salzburg, erlernten sie ihren Beruf und bildeten sich gleichsam auch auf anderen Gebieten fort. Das zumindest hoben sie in ihren Lebensläufen stets hervor.

Welche Elemente des Fortschreitens konnte die Schückherin dem gegenüber in Anschlag bringen? Genuin weibliche – lautet die überraschende Antwort. Sie konstruierte nämlich auch die folgenden Jahre ihres Lebens im Genre Gelehrtenbiographie/Bildungsroman, nur konnte sie als Frau bekanntlich nicht mit einem Universitätsstudium aufwarten, sodass sie sich – wie ein Teil ihrer Brüder – auf die Beschreibung der Erlernung ihres späteren Berufs konzentrierte: Der war nicht der eines Kaufmannes, sondern

der einer Kaufmannsfrau, was gegen Ende des 18. Jahrhunderts selbstredend die Seite der inner- wie außerhäuslichen Arbeit umfasste, schließlich verstand sich die Schückherin ganz offensichtlich noch als Teil eines Arbeitspaares.¹⁶ Sie bereitete sich auf die Arbeit als Hausvorsteherin und als Gattin eines Kaufmanns vor, den sie in den in diesem Beruf häufigen Abwesenheitszeiten vertreten und über dessen Geschäfte sie Bescheid wissen musste, wenn sie nicht gar Teile der Buchführung übernahm. Diese Phase der Berufsausbildung, das Erlernen der hausfraulichen Tätigkeiten durch ihre Mutter, die Einführung in die Koch- und Backkunst wie die vielen anderen Facetten der bürgerlichen Haushaltsführung werden in ihrem autobiografischen Entwurf in gleicher Manier aufgeführt wie der Französischunterricht. Auch die Unterweisung in „Sticken und Frauenzimmerarbeiten“ wird erwähnt. Schließlich wird betont, dass sie auf das väterliche Comptoir geschickt wurde, um dort die Führung der „Französischen Correspondenz und allerlei leichte Handlungsvorrichtungen“ zu erlernen. Damit erscrieb sich die Schückherin den, gegen Ende des 18. Jahrhunderts freilich auch nicht bestrittenen, Anspruch, eine den Brüdern gleichwertige Ausbildung genossen zu haben. Indem sie diese Ausbildung im Genre des Bildungsromans bzw. der Gelehrtenbiographie als fortschreitende Erweiterung von Verstandes- und auch Herzensbildung darlegte, beanspruchte sie überdies die mit diesem Genre verbundenen weiteren Zuschreibungen. Diese freilich stießen an die Grenzen der Geschlechterordnung: Für ihr Geschlecht war die Vorstellung einer stetig fortschreitenden, sich verändernden und vor allem vervollkommenden Bildung nicht adäquat. Das weibliche Geschlecht hatte im Denken der Teleologie nicht den durch das Genre beanspruchten Platz.

Noch deutlicher als Verstoß gegen die Geschlechterordnung ist der im Fortgang des Berichts erwähnte Konflikt zu verstehen, in den die Schückherin mit ihrer Mutter geriet. Für die männliche Adoleszenz wurde ein Konflikt mit dem (in der Regel männlichen) Elternteil als Reifungsprozess verstanden, der gleichsam als Ausweis des Erwachsenwerdens und damit Ablösens gewertet, ja als konstitutiver Bestandteil männlicher Jugend konstruiert wurde.¹⁷ Dieser wurde in zahlreichen männlichen Lebensläufen seit dem ausgehenden 18. Jahrhundert thematisiert, wobei der versöhnliche Ausgang dieses Konfliktes selbstverständlich dazu gehörte.

Auch die Schückherin thematisiert einen solchen Konflikt des Adoleszenten mit einem Elternteil. In einem Atemzug berichtet sie von ihrem Bruder, einem damals „feurigen Jüngling“ und sich selbst, im Konflikt mit der Mutter, die sich über ihren „unruhigen Geist“ beschwert. Sie deutet also vergleichbare Konflikte an – statt den nahtlosen Übergang vom ABC Lernen bis zur Eheschließung – wie das in der Lebensbeschreibung etwa ihrer jüngeren Schwester zu finden ist, zu betonen. Obschon oder vielleicht auch gerade weil auch dieser Konflikt mit einer Versöhnung endete, kopierte sie damit ganz offensichtlich ein Reifungsmuster, welches ihrem Geschlecht nicht angemessen war. Für weibliche Bildungsgänge waren Konflikte nicht selbstverständlich, sondern ein deutlicher Verstoß gegen den weiblichen Geschlechtscharakter der Sanftmut und Passivität.

16 Zum Begriff des Arbeitspaares vgl. Wunder 1992.

17 Vgl. zum männlichen Jugendkonzept Schindler 1995.

Hatte die Schückherin in ihrer biografischen Skizze bis zum Moment der Eheschließung das Genre der Gelehrten- und Bildungsgeschichte auf ihr eigenes Leben angewendet und damit zum einen die Geschlechterordnung unterlaufen und zum andern das Genre umfunktionierte, so wechselte sie mit der Eheschließung abrupt das Genre.¹⁸ Übergangslos strukturiert sich diese biografische Skizze ab dem Moment der Eheschließung nach einem neuen Muster, dem der Passionsgeschichte. Mit dem Ende ihrer – so heißt es – „glücklichsten Zeit“ und dem Beginn des „müßigsten Teils“ ihres Lebens wählte sie das Passionsgenre. Die Leidensgeschichte war ein Genre, welches sich bekanntlich an den letzten Lebenstagen Jesus höchst selbst anlehnte. Dass mit der Übernahme dieses religiösen Genres gleichsam ein Akt der Selbstheiligung einherging, muss nicht eigens betont werden. Gleichzeitig konterkarierte die Schückherin damit die Geschlechterordnung auf geradezu höhnische Art: In dem Moment, in dem sie zu ihrer eigentlichen Bestimmung fand, nämlich als Ehefrau und Hausvorsteherin für das Fortkommen ihres Hauses Sorge zu tragen, konstruierte sie ihren Lebensweg in Termini einer Passionsgeschichte. Nun, 1772, mit 24 Jahren, nach der Heirat des Kaufmanns Schückher, deren „unleugbare Vorzüge sie schnell erkannt hatte“, erwähnt sie fast ausschließlich körperliche und damit einhergehend seelische Leiden. Von Bildungsambitionen ist keine Rede mehr. Das entspricht vollkommen dem neu gewählten Gattungsprinzip: Passionsgeschichten sind nicht teleologisch im positiven Sinne strukturiert, sondern im Modus der Erlösung vom Leid auf den Tod hin ausgerichtet und damit gleichsam die Unveränderbarkeit des Seins bestätigend. Und so ist es auch nur folgerichtig, dass nun vor allem schwere Krankheiten und viele Todesfälle aus der Verwandtschaft Erwähnung finden. Überhaupt rücken die Familien zusehends ins Zentrum und auch der „Weiberschmerz [...] den man so wenig achtet“¹⁹. Damit tritt nach der Betonung des Fortschritts in der Bildung, der Entwicklung von Verstand und Herz, der Ausbildung in den Berufsgeschäften und auch des mutwilligen Konfliktes mit den Eltern, der Stillstand, das Leiden und die Körperlichkeit in den Vordergrund. Wobei auch diese Elemente dadurch eine Aufwertung erfahren, dass sie eben in religiösen Termini geschildert werden und die *Imitatio Christi* auf der Hand liegt.

Überflüssig zu betonen, dass ihr Erwachsenenleben ebenso wenig in dieser Passionsgeschichte aufging, wie sich ihre Kindheit und Jugend allein als Bildungsroman deuten lässt – das jedenfalls belegt dieses Egodokument auf eindruckliche Weise: Indem Catharina von Schückher dieses Dokument verfasste und zwar auf eine Art und Weise, die allen Regeln von autobiografischen Schriftstücken nachgelassen zur Verfertigung einer Leichenpredigt mit Füßen tritt, erschuf sie ein Genre ganz eigener Art: Voller Brüche und Widersprüche, mitnichten vorbildhaft und auch keineswegs voller innerer Kohärenz. „Pietas, Frömmigkeit [...] Verchristlichung von ‘Leben und Sterben‘“ (Wunder 1991, S. 235) – um zentrale Elemente eines am Grab verlesenen Lebenslaufs zu nennen – sucht man vergeblich. Und vorbildhaft im Sinne der tätigen und christlichen Haus-

18 Hierin liegt z.B. auch der Unterschied zu der Skizze der Baldingerin, die ihre Bildungslust in Form einer Gelehrtenbiographie inszeniert (vgl. Habermas 1998; vgl. Meise 1996).

19 FAM 376 Catharina von Schückher an Heinrich Eibert Merkel 14.3.1786.

mutter (ebd., S. 237) konstruierte sich die Schückherin hier wahrlich auch nicht. Stattdessen erschuf sie durch die eigenwillige Kombination zweier sehr unterschiedlicher Gattungen ein fragiles und doch selbstbewusstes Bild von einer Nürnberger Kaufmannstochter im ausgehenden 18. Jahrhundert. Gleichzeitig stellt sie die Geschlechterordnung offensiv in Frage – und zwar durch ihre spezifische Nutzung, das heißt Umformung des Genres Gelehrtenbiographie, wie durch die eigenwillige Aneignung passionsgeschichtlicher Elemente und nicht, weil sie diese Ordnung offen kritisierte oder einem anderen Modell das Wort redete.

Zurückgekehrt zur Ausgangsfrage zeigt der Schückherschere Text folglich auch, dass das, was gemeinhin als Stilisierung aus der Analyse herausgefiltert wird, das Genre in dem Fall, selbst zum Ausgangspunkt der Analyse werden kann, wenn man ein Egodokument im Sinne einer Praktik versteht, und danach fragt, was der Text tut. Im Falle der Schückherin tut das Egodokument – betrachtet man dieses eben jenseits von Enthüllung und Konstruktion – recht Widersprüchliches: es nutzt die Stilmittel von Bildungsroman und Gelehrtenbiographie, um eine Erinnerungsspur und damit einen Teil von Familiengeschichte ganz besonderer Art zu erschaffen. Gelesen im Authentizitäts- oder Konstruktionsgestus hätte eine Analyse nur zu dem Ergebnis kommen können: Wieder das Schicksal einer bedauerungswürdigen Person, die keinen Zugang zur Bildung fand. So allerdings wird auch deutlich, wie virtuos die Schückherin mit ihrer Bildung zumindest in diesem Text umging: Sie durchbrach die Gattungsregeln, unterlief die Geschlechterordnung und entwarf sich als fragiles Wesen zwischen gelehrter Frau und mater dolorosa. Als Textgrundlage einer Leichenpredigt konzipiert, erhob sie damit den Anspruch genau so erinnert zu werden und strukturiert – um auf einen letzten Aspekt von Praxis zu sprechen zu kommen – aktiv die Erinnerung an sich.

Quellen

FAM = Familienarchiv Merkel im Stadtarchiv Nürnberg (STAN)
FAM 90; 309; 367; 376
FAPRAUN = Familienarchiv Praun E 28/II im STAN
FAPRAUN 426

Literatur

- Artières, P. (2000): *Le livre des vies coupables: Autobiographies de criminels (1896-1909)*. Paris: Albin Michel.
- Bake, R./Kiupel, B. (Hrsg.) (1987): *Ich will aber nicht murren*. Margarethe E. Milow. Hamburg: Dölling und Galitz.
- Baumann, M. u.a. (Hrsg.) (1990): *Cornelia Goethe. Briefe und correspondance secrète 1767-1769*. Freiburg i.Br.: Kore.
- Baur, E. (2001): „Sich schreiben“. Zur Lektüre des Tagebuchs von Anna Maria Preiswerk-Iselin (1758-1840). In: Greyerz, K.v./Medick, H./Veit, P. (Hrsg.): *Von der dargestellten Person zum erinnerten Ich. Europäische Selbstzeugnisse als historische Quellen (1500-1850)*. Köln/Wien/Weimar: Böhlau, S. 95-109.

- Bennholdt-Thomsen, A./Guzzoni, A. (1992): Gelehrsamkeit und Leidenschaft. Das Leben der Ernestine Christine Reiske 1735-1798. München: Beck.
- Bourdieu, P. (1990): Die biographische Illusion. In: BIOS 3, H. 1, S. 64-81.
- Brändle, F. u.a. (Hrsg.) (2001): Texte zwischen Erfahrung und Diskurs. Probleme der Selbstzeugnisforschung. Köln/Weimar/Wien: Böhlau.
- Canning, K. (2002): Problematische Dichotomien. Erfahrungen zwischen Narritivität und Materialität. In: Historische Anthropologie 10, S. 163-182.
- Davis, N.Z. (1988): Der Kopf in der Schlinge: Gnadengesuche und ihre Erzähler. Berlin: Wagenbach.
- Davis, N.Z. (1989): Bindung und Freiheit. Die Grenzen des Selbst im Frankreich des sechzehnten Jahrhunderts. In: Dies. (Hrsg.): Frauen in der Gesellschaft am Beginn der Neuzeit. Studien über Familie, Religion und die Wandlungsfähigkeit des sozialen Körpers. Frankfurt a.M.: Fischer Taschenbuch Verlag, S. 7-18.
- Douglas, M. (1992): Reinheit und Gefährdung: eine Studie zu Vorstellungen von Verunreinigung und Tabu. Frankfurt a.M.: Suhrkamp.
- Foucault, M. (1975): Der Fall Rivière. Materialien zum Verhältnis von Psychiatrie und Strafjustiz. Frankfurt a.M.: Suhrkamp.
- Geary, P. (2002): Europäische Völker im frühen Mittelalter. Zur Legende vom Werden der Nationen. Frankfurt a.M.: Fischer Taschenbuch Verlag.
- Gleixner, U. (1994): „Das Mensch“ und „der Kerl“. Die Konstruktion von Geschlecht in Unzuchtverfahren der Frühen Neuzeit (1700-1760). Frankfurt a.M.: Campus.
- Greyerz, K.v./Medick, H./Veit, P. (Hrsg.) (2001): Von der dargestellten Person zum erinnerten Ich. Europäische Selbstzeugnisse als historische Quellen (1500-1850). Köln/Weimar/Wien: Böhlau.
- Griesebner, A. (2000): Konkurrierende Wahrheiten. Malefizprozesse vor dem Landgericht Perchtoldsdorf im 18. Jahrhundert. Wien/Köln/Weimar: Böhlau.
- Habermas, R. (1998): Friderika Baldinger und ihr Männerlob. Geschlechterdebatten der Aufklärung. In: Wunder, H./Engel, G. (Hrsg.): Geschlechterperspektiven. Forschungen zur Frühen Neuzeit. Königstein: Helmer, S. 242-254.
- Habermas, R. (2000a): Frauen und Männer des Bürgertums. Eine Familiengeschichte (1750-1850). Göttingen: Vandenhoeck & Ruprecht.
- Habermas, R. (2000b): Rituale des Gefühls. Die Frömmigkeit des protestantischen Bürgertums. In: Hettling, M./Hoffmann, S.-L. (Hrsg.): Der bürgerliche Wertehimmel. Innenansichten des 19. Jahrhunderts. Göttingen: Vandenhoeck & Ruprecht, S. 169-192.
- Hahn, A. (1987): Identität und Selbstthematization. In: Ders./Kapp, V. (Hrsg.): Selbstthematization und Selbstzeugnis: Bekenntnis und Geständnis. Frankfurt a.M.: Suhrkamp, S. 9-24.
- Hahn, A. (Hrsg.) (1989): Therese Huber: „Die reinste Familienliebe, die reinste Männerliebe“. Ein Lebensbild in Briefen und Erzählungen zwischen Aufklärung und Romantik. Berlin: Henssel.
- Hausen, K. (1998): Die Nicht-Einheit der Geschichte als historiographische Herausforderung. Zur historischen Relevanz und Anstößigkeit der Geschlechtergeschichte. In: Medick, H./Trepp, A.-C. (Hrsg.): Geschlechtergeschichte als allgemeine Geschichte. Herausforderung und Perspektiven. Göttingen: Vandenhoeck & Ruprecht, S. 17-55.
- Historiein. A Review of the Past and other Stories. Vol 3 (2001): European Ego-histories: Historiography and the Self.
- Hobsbawm, E./Ranger, T. (Hrsg.) (1983): The Invention of Tradition. Cambridge: Cambridge Univ. Press.
- Honegger, C. (1991): Die Ordnung der Geschlechter. Die Wissenschaft vom Menschen und das Weib. Frankfurt a.M.: Campus.

- Jancke, G. (1996): Autobiographische Texte – Handlungen in einem Beziehungsnetz. Überlegungen zu Gattungsfragen und Machtaspekten im deutschen Sprachraum von 1400 bis 1620. In: Schulze, W. (Hrsg.): Ego-Dokumente. Annäherung an den Menschen in der Geschichte. Berlin: Akademie Verlag, S. 73-106.
- Kern, B./Kern, H. (1988): Madame Doctorin Schlözer. Ein Frauenleben in den Widersprüchen der Aufklärung. München: Beck.
- Maurer, M. (Hrsg.) (1985): „Ich bin mehr Herz als Kopf“. Sophie La Roche. Ein Lebensbild in Briefen. München: Beck.
- Mecenseffy, G. (1958): Der Nürnberger Kaufmann Johann Tobias Kießling und die österreichischen Toleranzgemeinde. In: Jahrbuch der Gesellschaft für die Geschichte des Protestantismus in Österreich 74, S. 29-70.
- Meise, H. (1996): Bildungslust und Bildungslast in Autobiographien von Frauen um 1800. In: Kleinau, E./Opitz, C. (Hrsg.): Geschichte der Mädchen- und Frauenbildung. Bd. 1: Vom Mittelalter bis zur Aufklärung. Frankfurt a.M.: Campus, S. 453-466.
- Messerli, A. (2001): Der papierne Freund. Literarische Anregungen und Modelle für das Tagebuchführen. In: Greyerz, K. von/Medick, H./Veit, P. (Hrsg.): Von der dargestellten Person zum erinnerten Ich. Europäische Selbstzeugnisse als historische Quellen (1500-1850). Köln/Weimar/Wien: Böhlau, S. 299-320.
- Mommertz, M. (1996): „Ich, Lisa Thielen“. Text als Handlung und als sprachliche Struktur – ein methodischer Vorschlag. In: Historische Anthropologie 4, S. 303-329.
- Nagl-Docekal, H. (1993): Für eine geschlechtergerechte Perspektivierung der Historiographiegeschichte. In: Küttler, W./Rüsen, J./Schulin, E. (Hrsg.), Geschichtsdiskurs. Bd. 1: Grundlagen und Methoden der Historiographiegeschichte, Frankfurt a.M.: Fischer-Wissenschaft, S. 233-256.
- Niethammer, L. (2002): Ego-Histoire? Und andere Erinnerungs-Versuche. Wien/Köln/Weimar: Böhlau.
- Nora, P. (Hrsg.) (1987): Essais d'ego-histoire: Maurice Agulhon, Pierre Chaunu, Georges Duby, Raoul Girardet, Jacques Le Goff, Michelle Perrot, René Rémond. Paris: Gallimard.
- Porter, R. (Hrsg.) (1997): Rewriting the Self. Histories from the Renaissance to the Present. London/New York: Routledge.
- Prokop, U. (1991): Die Illusion vom Großen Paar. 2 Bde. Frankfurt a.M.: Fischer-Taschenbuch-Verlag.
- Rosenbaum, H. (2001): Kindheitsbiographien und -autobiographien in der Sozialgeschichte von Familie und Kindheit. In: Behnken, I./Zinnecker, J. (Hrsg.): Kinder. Kindheit. Lebensgeschichte. Seelze-Velber: Kallmeyer, S. 744-757.
- Roth, F. (1821): Nachricht von dem Leben Paul Wolfgang Merckels. Nürnberg: o.A.
- Rousseau, J.-J. (1981): Œuvres complètes. I. Les Confessions. autres textes autobiographiques. Edd. Gagnebin, B.; Raymond, M.; Osmont, R. Paris: Editions Gallimard.
- Scharfe, M. (1982): „Lebensläufe“. Intentionalität als Realität. Einige Anmerkungen zu pietistischen Biographien. In: Brednich, R.W. u.a. (Hrsg.): Lebenslauf und Lebenszusammenhang. Autobiographische Materialien in der volkskundlichen Forschung. Freiburg: Abt. Volkskunde d. Deutschen Seminars der Univ., S. 116-129.
- Schindler, N.: Die Hüter der Unordnung. Rituale der Jugendkultur in der Frühen Neuzeit. In: Levi, G./Schmitt, J.-C. (Hrsg.): Geschichte der Jugend. Bd. 1: Von der Antike bis zum Absolutismus. Frankfurt a.M.: Fischer, S. 319-382.
- Schulze, W. (Hrsg.) (1996): Ego-Dokumente. Annäherung an den Menschen in der Geschichte. Berlin: Akademie Verlag.
- Smith, B.G. (1998): The Gender of History. Men, Women, and the Historical Practice. Cambridge, Mass. u.a.: Harvard Univ. Press.

- Ulbricht, O. (1996): Supplikationen als Ego-Dokumente. Bittschriften von Leibeigenen aus der ersten Hälfte des 17. Jahrhunderts. In: Schulze, W. (Hrsg.): Ego-Dokumente. Annäherung an den Menschen in der Geschichte. Berlin: Akademie Verlag, S. 149-174.
- Wunder, H. (1991): Vermögen und Vermächtnis – Gedenken und Gedächtnis. Frauen in Testamenten und Leichenpredigten am Beispiel Hamburgs. In: Vogel, B./Weckel, U. (Hrsg.): Frauen in der Ständegesellschaft. Leben und Arbeiten in der Stadt vom Mittelalter bis zur Neuzeit. Hamburg: Krämer, S. 227-240.
- Wunder, H. (1992): „Er ist die Sonn’, sie ist der Mond“. Frauen in der Frühen Neuzeit. München: Beck.
- Wunder, H. (1994): Überlegungen zum „Modernisierungsschub des historischen Denkens im 18. Jahrhundert“ aus der Perspektive der Geschlechtergeschichte. In: Küttler, W./Rüsen, J./Schulin, E. (Hrsg.): Geschichtsdiskurs. Bd. 2: Anfänge modernen historischen Denkens. Frankfurt a.M.: Fischer, S. 320-332.

Anschrift der Autorin:

Prof. Dr. Rebekka Habermas, Universität Göttingen, Seminar für Mittlere und Neuere Geschichte,
Platz der Göttinger Sieben 5, 37073 Göttingen, E-Mail: rhaberm@gwdg.de.